

anderer durch sein Tun dem Wunsch entsprechen müsse. Der Handelnde müsse selbst entscheiden, ob der Wunsch vernünftig und ob es sittlich erlaubt ist, dem Wunsch zu entsprechen. Wieder betont G.-L., daß die Euthanasie nicht der einzige Ausweg sei, eine Notlage zu beenden; die gegenwärtige Medizin verfüge über andere Mittel. „Euthanasia is the ultimate failure to care for someone in need“ (110). Was ist zu halten von den Argumenten, die sich auf die sozialen Folgen berufen, die sich aus der Legitimierung des Tötens in Extremsituationen ergeben? Nicht zuletzt im Blick auf die Entwicklung in den Niederlanden seien sie sehr ernst zu nehmen; dennoch komme ihnen lediglich eine Hilfsfunktion zu. Auch wenn niemals nicht freiwillige oder unfreiwillige Euthanasie praktiziert würde, sei es dennoch sittlich falsch, einen Menschen auf Verlangen hin zu töten.

G.-L.s Kritik an den Argumenten für die freiwillige Euthanasie setzten voraus, daß es Alternativen zur Tötung auf Verlangen gibt. Aber wie würde er argumentieren, wenn diese Voraussetzung nicht erfüllt wäre? Wann ist die Zerstörung eines grundlegenden menschlichen Gutes „absichtlich“ (*intentionally* [101])? Wie wäre der Konflikt zwischen dem Gut des menschlichen Lebens und dem Übel des unerträglichen Schmerzes zu entscheiden, wenn es keine Alternativen gäbe? Ist das Gut des menschlichen Lebens allen Abwägungen entzogen, so daß es in jedem Konflikt den Vorrang verdient? Es ist das grundlegende Gut schlechthin, und als solches verdient es jeden nur möglichen Schutz. Das Argument aus den sozialen Folgen macht nicht, wie das von G.-L., die Voraussetzung, daß Alternativen bestehen. Ist es deshalb nicht doch das bessere Argument und mehr als ein bloßes Hilfsargument?

*Morality and the Human Goods* ist ein aus langer Lehr- und Lebenserfahrung hervorgegangenes Stück praktischer Philosophie, deren Ziel nach Aristoteles nicht Erkenntnis, sondern Handeln ist.

F. RICKEN S. J.

HINDE, ROBERT A., *Why Good is Good. The sources of morality.* London [u. a.]: Routledge 2002. XIV/241 S., ISBN 0-415-27752-1.

Robert A. Hinde (= H.), von seiner Ausbildung her Biologe, Professor am St. John's College in Cambridge, entwickelt eine systematisch durchgeführte Hypothese über die Genese der Moral, die den biologischen Ansatz der evolutionären Ethik mit dem der Psychologie und der Sozialwissenschaften verbindet. Aus der Interaktion von Anlagen des Menschen, die sich in allen Kulturen finden, mit der Umwelt, entwickeln sich psychische Neigungen, von denen H. zwei hervorhebt: die Neigung zu prosozialem Verhalten und die Neigung zu egoistischer Selbstbehauptung. Sie finden sich in allen Individuen aller Gesellschaften und können deshalb als Teil der menschlichen Natur angesehen werden; weil diese Neigungen sich verschieden entwickeln können, liegt keine genetische Determination vor. Diese Neigungen stehen in enger Beziehung zu moralischen Prinzipien aller Kulturen, z. B. zur Goldenen Regel oder zur Maxime, die eigenen Interessen auch auf Kosten anderer zu verfolgen. Diese Prinzipien kommen in den einzelnen Kulturen in unterschiedlichem Ausmaß zur Geltung, wobei Religion und Moral sich wechselseitig stützen. Von diesen allgemeinen, transkulturellen Prinzipien sind moralische Vorschriften und Konventionen zu unterscheiden. Sie entstehen, weil die Neigungen der Individuen oft miteinander in Konflikt kommen. Vorschriften gelten als moralisch, wenn sie zum Wohl der anderen beitragen und Konflikte in der Gesellschaft minimieren. Ausnahmen betreffen Vorschriften, die von Mächtigen erlassen werden, z. B. die Aufforderung zur Demut, oder Einschränkungen des sexuellen Verhaltens; sie dienen nicht dem Wohl der Individuen. Die moralischen Vorschriften werden in den „Selbst-Begriffen“ (*self-concepts*) der Individuen internalisiert, d. h. sie sind Teil dessen, wie die Individuen sich selbst sehen. Selbst-Begriffe gehören zum „Selbst-System“ (*self-system*): der Sicht, welche die Individuen von sich, ihren Beziehungen, ihrer Kultur und ihrer Gesellschaft haben. Obwohl das Selbst-System bis zu einem gewissen Grad formbar ist, wird es entscheidend in der frühen Kindheit geprägt. Das ‚Gewissen‘ regt sich, wenn eine Diskrepanz zwischen der Moral des Selbst-Systems und der Handlung des Individuums wahrgenommen wird. Die Lösung des Sein-Sollen-Problems lautet: Es ist unnötig, Kriterien des sittlich Richtigen und des sittlich Falschen und folglich irgend-



welche Quellen der Moral zu postulieren, die hinausgehen „über die Produkte der Interaktion zwischen unseren eigenen Selbst-Systemen, den Weisen, wie wir unser Verhalten und das der anderen wahrnehmen, und dem moralischen Kode der Kultur, in der wir leben“ (187). Damit wird jedoch kein moralischer Relativismus vertreten, denn die moralischen Vorschriften können an den transkulturellen moralischen Prinzipien gemessen werden. Ein Individuum, das in einem totalitären System aufgewachsen ist und Aufseher in einem Konzentrationslager wird, kann aufgrund des prosozialen Prinzips erkennen, daß es den Befehl zum Genozid nicht ausführen darf (188).

Versuche zur ‚Genealogie der Moral‘ gibt es seit den Sophisten im 5. Jhd.v. Chr.; aus jüngerer Zeit sei nur an John L. Mackies bekanntes „argument from queerness“ erinnert. Über den genetischen Fehlschluß und die evolutionäre Ethik wurde ausführlich diskutiert. Aber auch für den Ethiker, der kein biologistischer oder behavioristischer Reduktionist ist, stellt sich die Frage nach dem Verhältnis von Natur und Tugend. Welche Position man in dieser Kontroverse auch vertreten mag: Man wird mit Gewinn die für diese Diskussion relevanten Materialien und Ergebnisse der Psychologie, Sozialwissenschaften und Ethnologie, die H. bringt, zur Kenntnis nehmen. F. RICKEN S. J.

HÖFFE, OTFRIED: *Medizin ohne Ethik?* (edition suhrkamp; 2245). Frankfurt am Main: Suhrkamp 2002. 180 S., ISBN 3-518-12245-2.

Wenn Ethik als Wissenschaft jegliches Handeln auf seine Sittlichkeit hin befragen soll, so muß Ethik daran interessiert sein, jüngst eröffnete Handlungsweisen und -felder sittlich zu beurteilen. Neue Handlungs- und Behandlungsmöglichkeiten haben sich im Bereich der Medizin aufgetan, der Embryonenforschung, der Pränataldiagnostik und der In-vitro-Fertilisation, der Abtreibung und in Sachen Frühgeburt, der Transplantationen, des Altwerdens und der Sterbehilfe. Ob die neuen Behandlungen und Umgangsweisen auch immer neue Antworten verlangen, wie sie der Klappentext des Bändchens ankündigt, ist anzuzweifeln. Nicht selbstverständlich ist es jedoch, daß sich überhaupt Antworten finden lassen. Diesen gesamten Bereich der Biomedizin aber wiederum zur moralfreien Zone zu erklären, muß schon daran scheitern, daß eine solche Erklärung selbst eine Handlung ist, somit unter sittlicher Verantwortung steht. Ethik darf ihre Bewertung also nicht nach Belieben verweigern, abbrechen oder übereifertig anbieten; allenfalls muß sie gelegentlich die Antwort etwas hinausschieben, bis die Sachgrundlagen hinreichend klar geworden sind. Otfried Höffe (= H.) treibt die Ethik so weit vor, daß nicht nur der derzeitige Forschungsstand sittlich beurteilt zu werden vermag, sondern auch – ein nicht geringes Vorhaben! – Ressourcen erschlossen werden, welche es ermöglichen, künftige Entwicklungen zu beurteilen.

Elf Kap. dienen dem Zweck, auf die Titelfrage „Medizin ohne Ethik?“ zu antworten, daß die neu erschlossenen Handlungsräume dringend der Ethik bedürfen. Weshalb? Erstens herrscht, so das erste Kap. (7–27), Unsicherheit; Unsicherheit jedoch beeinträchtigt das Zusammenleben, die gewünschte Berechenbarkeit des Lebens und seine Perspektive auf ein gutes Ende. Zweitens reicht das herkömmliche Ethos der Gesellschaft ebensowenig wie das Standesethos der Mediziner aus, das Handeln zu orientieren. Drittens ist zu vermuten, daß die Quellen moralischen Handelns am Versiegen sind, Brutalität, rücksichtsloses Haben- und Verlängernwollen des erwachsenen Lebens sich breit machen, und dies immer auf Kosten von Menschen. Und viertens verrät der Mensch seine Würde, wenn er Medizin oder Altersfürsorge und vieles andere außerhalb sittlicher Normen betreiben will. Eine unsichere inkohärente und regelungsarme Moral ist damit gegen eine klar strukturierte, philosophisch und wissenschaftlich versierte Ethik auszutauschen. Diese Suche oder diesen Generierungsversuch, wenn es denn kein Regenerierungsversuch angesichts der neuen Fragestellungen ist, sollen freie Bürgerinnen und Bürger vornehmen, worauf H. im zweiten Kap. verweist (28–48). Die Pluralität der Gesellschaft, ihre Offenheit und Interkulturalität verführen H. keineswegs dazu, es bei der Empfehlung einer Prozedur, einem Verfahren oder einem Diskursangebot zu belassen; vielmehr hat die normative Ethik auf dem Prinzip der Menschenwürde, so das dritte Kap. (49–69), aufzubauen und um es herum sich zu bilden. Letztbegründen lasse sich ein solches Prinzip wie das der Menschenwürde nicht, sei es doch das höchste und zur